Blätter für Technikgeschichte

Band 66/67 | 2004/2005

technisches museum wien

Blätter für Technikgeschichte

Band 66/67 | 2004/2005

Herausgegeben von Gabriele Zuna-Kratky im Auftrag des Technischen Museums Wien und des Österreichischen Forschungsinstituts für Technikgeschichte (ÖFIT).
Die Blätter für Technikgeschichte sind das österreichische Forum zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit technikhistorischen Fragestellungen.

Redaktionskomitee:
Ingo Andruchowitz
Hellmut Janetschek
Helmut Lackner (Leitung)
Günther Luxbacher
Juliane Mikoletzky
Reinhold Reith
Gerhard A. Stadler
Hubert Weitensfelder

Konzeption dieses Bandes:
Lisa Noggler, Susanne Wernsing

Anschrift der Redaktion:
Helmut Lackner, Technisches Museum Wien
Mariahilfer Str. 212, 1140 Wien
Telefon: +43–1-89998 / 2500
Fax: +43–1-89998 / 3333
E-Mail: helmut.lackner@tmw.at

© Technisches Museum Wien
Alle Rechte vorbehalten
Koordination: Barbara Pilz,
Technisches Museum Wien
Lektorat: Georg Hauptfeld
Graphisches Konzept: BBDO Austria
Gesamtherstellung:
Holzhausen Druck & Medien GmbH
Wien 2005/2006
ISSN 0067-9127

Umschlagfoto: Perndl+Co

Beiträge

9 Lisa Noggler
Vorwort
»Alltag – Eine Gebrauchsanweisung«
Einführung zur neuen Dauerausstellung im Technischen Museum Wien

17 Barbara Orland
Darmkontrolle
Ernährung unter wissenschaftlichem Regime (1840 bis 1930)

47 Elke Krasny
Sauberkeit ist ansteckend –
oder: Warum wir die Hygiene so persönlich nehmen

69 Peter Payer
Unerwünschte Geräusche
Lärm und Großstadt im 20. Jahrhundert

95 Judith Laister
Plattenbau und Raumblasen
Formbildung zwischen sozialer Utopie und anthropozentrischer Anmaßung

117 Christian Stadelmann
Strom für alle
Schritte der Elektrifizierung und Geräteausstattung des Haushalts bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts

143 Bettina Günter
Künstliches Licht als Massenprodukt –
Einblicke in die »black box of diffusion«

165 Hans-Georg Hofer
Dem Strom auf der Spur
Stefan Jellinek und die Elektropathologie

199 Susanne Regener
Vermessender Blick
Körperbilder in der Psychiatrie

215 Katarina Matiasek
Vermessene Menschenbilder

237 Jutta Weber
Vom »Teufel der Unordnung« zum Engel des Rauschens
Kontroll- und Rationalitätsformen in Mensch-Maschine-Systemen

Susanne Regener

Vermessender Blick

Körperbilder in der Psychiatrie

Seele im Gehirn

Hirnschrittmacher ist die populäre Bezeichnung für elektrische Stimulationen von Gehirnregionen. Dazu gehören in den Kopf operierte Elektroden und ein außen am Körper angebrachter Stimulator.[1] Hirnschrittmacher werden heute bei Parkinson-Erkrankten angewendet, aber auch bei Epilepsie, Zwangshandlungen und Angstzuständen. Nicht weit wird der Weg sein zu gehirnstimulierenden Operationen bei neurotischen Krankheiten, so fürchten die Kritiker der neuen Euphorie über Eingriffe ins Gehirn.[2] Damit würde eine Renaissance der so genannten Psychochirurgie eingeleitet, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu verheerenden operativen Experimenten mit psychisch Kranken geführt hatte. Lobotomie/Leukotomie und Stereotaxie sind die Bezeichnungen für unterschiedliche Operationstechniken, bei denen jedes Mal Gehirngewebe entfernt, verödet oder zerstört wird. Bis in die 1970er Jahre wurde weltweit am Gehirn operiert; in den 1960er Jahren verpflanzte man bereits Elektroden ins Gehirn mit dem Ziel, mit Hilfe von Fernsteuerungen dieser Geräte Gefühle und Verhalten der PatientInnen zu beeinflussen. Diese »Electrical Stimulation of the Brain« (ESB) weckt Science-Fiction-Assoziationen an vollständige Kontrolle über den Menschen. Vorstellungen über Gehirnwäsche sind damit verbunden und – wie ein amerikanischer Forscher in den 1960er Jahren prognostizierte – Vorstellungen von einer »Psychozivilisierung«[3] der Gesellschaft.

Erinnerungen an die Psychochirurgie werfen nicht nur einen dunklen Schatten auf die gegenwärtigen Hirnschrittmacher-Operationen, sondern verweisen auch auf die Tradition eines spezifischen Bildes vom Menschen. Von der longue durée einer wissenschaftlichen Unterscheidung zu dem, was als normal und was als unnormal im Verhalten und im Aussehen von Menschen angesehen wird, handelt diese Studie. Im Behaviorismus des 20. Jahrhunderts akkumuliert sich die Auffassung, mit Hilfe der Wissenschaft könne man das menschliche Verhalten nicht nur erkennen, sondern auch verändern.

1 Deutsche Parkinson Vereinigung (Hg.): »Hirnschrittmacher« gegen die Parkinson-Erkrankung. Eine Patientenaufklärung der dPV. Neuss o. J. [2002].

2 Siehe die Diskussionen zum Artikel von Albrecht, Bernhard: »Stereotaxie/Hirnschrittmacher: Rückkehr der Psychochirurgie«, in: Deutsches Ärzteblatt, PP 3, Oktober 2004. www.aerzteblatt.de/v4/archiv/artikeldruck.asp?id=43803. in: Ebd., von Meinhard Adler, Klaus Röckerath, Ulrich Ehebald.

3 Siehe Delgado, José M. R.: Physical Control of the Mind: Toward a Psychocivilized Society, New York, Evanston, London 1969. Vgl. die kritischen Anmerkungen dazu von Sigusch, Volkmar: Medizinische Experimente am Menschen. Das Beispiel Psychochirurgie, in: Jahrbuch für Kritische Medizin [Argument Sonderband 17]. Berlin 1977, S. 9.

»Kurzum, die Behavioristen haben einen starken Hang zu der Auffassung, der Mensch sei höchst knetbar und müsse folglich auch geknetet werden«, resümiert 1978 der Publizist Vance Packard in seiner Anklageschrift »Die große Versuchung«.[4]
Techniken, die den Menschen in der Psychiatrie vermessen, beschreiben, abbilden, fotografieren und archivieren, führen im Zusammenhang mit der akademischen Etablierung der psychiatrisch-medizinischen Wissenschaft seit Mitte des 19. Jahrhunderts zu einer bestimmten Vorstellung davon, welches Individuum als gestört, psychisch krank, anormal oder potenziell kriminell zu bezeichnen ist. Im 19. Jahrhundert werden in der Institution Psychiatrie jene Effekte vervielfältigt und visualisiert, die im Zuge eines gesamtgesellschaftlichen und politischen Normalisierungsprozesses stehen, der bereits im 18. Jahrhundert beginnt. Mit diesen Visualisierungen versucht man, eine Norm für Kranksein zu dokumentieren. Sie werden eingesetzt, um den ärztlichen Machtanspruch zu legitimieren. Eine Norm enthält also einen Machtanspruch, ist aber nicht ein einfaches Muster der Anwendung, sondern ein Element, von dem aus ein Machtanspruch begründet wird.[5] Der französische Philosoph und Wissenschaftshistoriker Georges Canguilhem hat in seinem Buch »Das Normale und das Pathologische« das Verhältnis von Norm und dem Normalen folgendermaßen beschrieben: »Wenn man weiß, dass *norma* das lateinische Wort für Winkelmaß ist und dass *normalis* senkrecht bedeutet, so weiß man fast schon alles über den semantischen Ursprung der Termini Norm und normal, die später auf zahlreiche andere Bereiche übertragen wurden. Eine Norm, ein Richtmaß dient dazu, gerade zu machen, zu richten und wieder aufzurichten.«[6] Normieren und normalisieren bedeutet also, dem Objekt etwas aufzuzwingen und es zu etwas anderem zu machen. Die Visualisierungsstrategien in Medizin und psychiatrischer Klinik haben an diesen Prozessen der Normalisierung des Körperbildes entscheidenden Anteil.
Die Fotografie, als dokumentierende Technik und in den Augen der meisten Zeitgenossen ein Wahrheitsmedium, war in diesem Prozess ein Katalysator für die Verbreitung medizinischer Auffassung von Anormalität und Normalität/Durchschnitt. Die Bilder sind allerdings nie allein unsere Referenz, sondern entstehen und wirken im Zusammenhang mit wissenschaftlichen und populären Diskursen: Erst der Kontext des Bildes, etwa in einem psychiatrischen Lehrbuch, ein Bild mit Bildunterschrift oder ein Bild in einem Filmplot, lässt die Bedeutung entstehen. Durch die Betrachtung von Bild und Text, durch den Vergleich eines Bildes mit anderen Bildern und durch die Betrachtung des Ortes des Bildes (Archiv, Lehrbuch, Film, TV) sowie die der Wanderungsbewegungen der Bilder zwischen Wissenschaft und Populärkultur rückt gleichsam

4 Packard, Vance. Die große Versuchung. Eingriff in Körper und Seele. Düsseldorf, Wien 1978, S. 21.
5 Siehe Foucault, Michel: Die Anormalen: Vorlesungen am Collège de France (1974-75) Frankfurt a. M 2003, S. 72.
6 Canguilhem, Georges: Das Normale und das Pathologische. Hg Wolf Lepenies, Henning Ritter. Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1977, S 163.

als »intermedialer Blickwinkel« das Phänomen der Normalisierungsprozesse in der Psychiatrie in den Vordergrund. Es gibt also keine mediale Isolierung der Porträts. Die Dynamik des Bildes vom so genannten anormalen, psychisch kranken Menschen ist eine, die sich in Zeit und Raum, in unterschiedlichen Epochen und in verschiedenen Medien ausdifferenziert.

Innen und Außen

»In seinem Kopf verspürte er ein merkwürdig dumpfes Gefühl. Ein plötzlicher Verdacht, dass man ihm dies vom Gesicht ablesen könne, ließ ihn sich eines anderen besinnen und innehalten, bevor er die Treppe hinaufstieg. Im Speisezimmer hing ein Spiegel. Er ging geradewegs zum Spiegel und baute sich vor ihm auf. Mit atemloser Besorgnis studierte er den Ausdruck seines Gesichtes. ›Sehe ich aus wie ein Irrer?‹, fragte er sich. ›Sie werden mich nicht zu ihr lassen; sie werden mich fortschicken, wenn ich aussehe wie ein Irrer.‹«[7]
Diese Passage zweifelnder Selbstreflexion stammt aus dem 1880 in London erschienenen und seinerzeit populären Kriminalroman »Jezebel's Daughter« von Wilkie Collins. Hier wird die Frage zum Thema gemacht, ob die Zuschreibung, die Diagnose, auch erkennbar ist. Mit dem Blick in den Spiegel überprüft der Protagonist sein Äußeres, weil er, der in der Irrenanstalt interniert ist, annimmt, dass man Spuren des Aufenthaltsortes in seinem Gesicht wieder finden könnte. Der Blick in den Spiegel ist nicht einer, der seine Auffassung vom eigenen Gesichtsausdruck bestätigen soll, sondern mit dem Blick in den Spiegel soll der Blick der Außenwelt nachvollzogen werden, als normative Vorstellung über Krankheitsspuren.

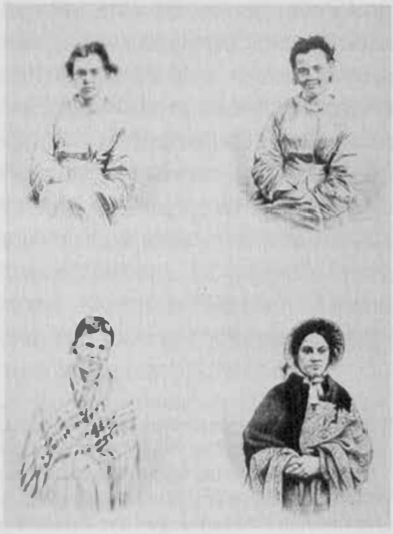

Abb. 1: Hugh W. Diamond:
Die vier Stadien der Kindbettmanie, 1858.
Aus: Adrienne Burrows, Iwan Schumacher:
Dr. Diamonds Bildnisse von Geisteskranken.
Frankfurt a. M. 1979.

7 Collins, Wilkie: Jezebels Tochter. Criminal-Roman. 2. Aufl. München 1997, S. 287.

Die in der Geschichte der Fotografie früh kursierende Annahme (oder der Mythos), die Fotografie sei ein Spiegelbild von etwas, wurde in der Psychiatrie ganz konkret: Im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts nahm der Fotoapparat die Funktion eines Spiegels ein, das jedenfalls glaubten die Mediziner, die in Psychiatrien ihre PatientInnen fotografierten. Der erste Fotograf dieses Genres, der Engländer Hugh Welch Diamond, interagierte sogar mit den »Spiegelbildern«. Diamond fotografierte seine (überwiegend) weiblichen Patienten bei deren Eintritt in die Klinik und wollte damit den Status der Kranken dokumentieren. Verschiedentlich hielt er über einen längeren Zeitraum verschiedene Krankheitsphasen der Patientinnen fest und machte schließlich zum Ende des Klinikaufenthaltes ein Foto, das den gesunden Zustand der Person festhalten sollte.
Zu Diamonds therapeutischen Maßnahmen gehörte es, dass er seine Patientinnen mit ihren Bildern konfrontierte. Er erhoffte sich mit diesem Experiment, dass die Patientinnen Einsicht in ihren kritischen Zustand erhielten.[8] Die Fotografie mit dem Spiegelbild gleichzusetzen, hieß, an ihre unbedingte Wahrheit in der Abbildung zu glauben. Und für Diamond war die Fotografie ein »sehendes« Medium: »Der Photograph [...] hält mit unfehlbarer Genauigkeit die äußere Erscheinung jeder Gemütsbewegung als wirklich zuverlässiges Anzeichen einer inneren Störung fest und enthüllt so dem Auge die wohlbekannte Wechselwirkung, die zwischen dem kranken Hirn des Menschen und seinen Körperorganen und Gesichtszügen besteht.«[9] Bei Diamond »sprechen« die kranken Seelen aus der Fotografie heraus, sie klagen an, die Ansichten fordern die Patientinnen selbst, aber auch die Ärzte dazu heraus, Änderungen herbeizuführen.
Der Anstalts-Raum ist für eine gewisse Zeit die Lebensumwelt der Patienten und Patientinnen. Es ist ein Raum, in dem sich Wahnsinn in seiner gesellschaftlichen Definition konkretisiert, und der Raum, in dem ein Spiegelbild erstellt werden soll. Es ist der Raum des Ausschlusses, in dem spezifische Methoden der Überwachung, Einflussnahme und Heilung zum Einsatz kommen. Die Techniken der Irren-Verwahrung sind in engem Zusammenhang mit der Architektur des Krankenhauses zu sehen. In Wien wurde 1784 die erste Spezialklinik für psychisch Kranke in Europa eingeweiht: der so genannte Narrenturm mit seiner panoptischen Grundstruktur. Ebenfalls in Wien baute man Mitte des 19. Jahrhunderts die erste moderne Irren- Heil- und Pflegeanstalt, und 1907 wurde mit der Niederösterreichischen Landes- Heil- und Pflegeanstalt für Geistes- und Nervenkranke »Am Steinhof« eine der ersten

8 Siehe Regener, Susanne: »Vom sprechenden zum stummen Bild: Zur Geschichte der psychiatrischen Fotografie«, in: Schuller, Marianne, Reiche, Claudia, Schmidt, Gunnar (Hg.): BildKörper: Verwandlungen des Menschen zwischen Medium und Medizin. Hamburg 1998, S. 185-209
9 Diamond, Hugh W.: Über die Anwendung der Photographie auf die physiognomischen und seelischen Erscheinungen der Geisteskrankheit. Vortrag vor der Royal Society 22. 5. 1856, in. Burrows, Adrienne; Schumacher, Iwan. Doktor Diamonds Bildnisse von Geisteskranken. Frankfurt a. M. 1979, S. 155-158, hier S. 156

europäischen Anstalten im großzügigen Pavillon-Stil erbaut.[10] Jede historische architektonische Epoche korrespondiert mit entsprechenden Überwachungs- und Therapiemethoden.
Die Anstalt ist die Institution, in der Normen über Durchschnitt und Abweichung, über Normalität und Anormalität in vielfältiger Weise Anwendung finden. Die traditionelle (frühe) Psychiatrie ist Ort der Störenden, zugleich wird hier aber auch die entstehende bürgerliche Gesellschaft quasi erzogen. Klaus Dörner fasste den Bezug zwischen innerhalb und außerhalb der Mauern so zusammen: Die Anstalten machen »dem Bürger negativ den Raum sinnfällig, in dem er sich ohne Skandal und damit ›frei‹ bewegen kann, sie weisen ihm den Weg der Verinnerlichung einer Haltung, die ihn zum selbsttätig moralischen und arbeitenden Bürger macht.«[11]
Die Diagnose ist in der modernen Psychiatrie, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts auch als universitäre Disziplin etablierte, die erste Maßnahme, Unterscheidungen und Klassifizierungen vorzunehmen. Darauf folgen die Maßnahme der Behandlung und die Verordnung einer Therapie. Die Fotografie übernimmt die Funktion der Dokumentation dieser Vorgänge und soll zwischen klinischer Anschaulichkeit, medizinischer Theoriebildung und allgemeiner gesellschaftlicher Öffentlichkeit vermitteln. Fotografien werden daher im klinischen Alltag für die Diagnose und Überwachung der Krankheit verwendet, sind aber auch Lehrmaterial für die Ausbildung im medizinischen und pflegerischen Bereich. Daneben findet man Fotografien von PatientInnen in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts als Illustrationen in populären Veröffentlichungen.
Die Psychiatrie hat durch ihre Klassifizierungsmacht beständig dazu beigetragen, dass Vorstellungen vom Irresein nicht nur in medizinischen Fachkreisen, sondern auch in populären Feldern (Film, Fotografie, Populärwissenschaft) kursieren. Hilfsmittel dafür waren nicht nur Textbilder, sondern auch Abbildungen verschiedener Stadien von Krankheitsentwicklungen.
Etwa seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurden PatientInnen nicht mehr zu Studienzwecken fotografiert – von den wenigen Ausnahmen wird in diesem Beitrag später noch die Rede sein. In den 1970er Jahren setzen in den westlichen Ländern, wesentlich durch die Anti-Psychiatrie Italiens inspiriert, Reformbewegungen ein, die in ihrer radikalsten Variante den Anstalts-Raum auflösten, um gerade die Markierungen von normal und abweichend aufzuheben.
Die Vorstellung, das Innen des Menschen hätte ein klar zu erkennendes und definierendes Außen, scheint damit aus wissenschaftlicher Sicht aufgegeben. Allerdings wurden die traditionellen, mimetischen Muster des Ablesens von Pathologien aus dem Gesicht abgelöst von hochtechnologischen Bildern aus

10 Vgl. Gröger, Helmut; Gabriel, Eberhard, Kasper, Siegfried (Hg.): Zur Geschichte der Psychiatrie in Wien. Wien, München 1997.
11 Dörner, Klaus: Bürger und Irre: Zur Sozialgeschichte und Wissenschaftssoziologie der Psychiatrie. Frankfurt a. M. 1975, S. 27.

dem Gehirn – die Mimesis wird also ins Innere des Körpers verlegt. Was gleich bleibt: Man macht sich ein Bild von der Krankheit und dieses visuelle Dokument können nur ExpertInnen lesen.

Popkultureller Blick

Mit welchem »vermessenden Blick« sehen wir heute unsere Mitmenschen an? Gibt es allgemeine Vorstellungen über das Erscheinungsbild psychisch Kranker? Kann jemand das psychische Leiden anderer in deren Gesicht sehen? Aus Fachzeitschriften, Lehrbüchern und populären Ratgebern sind Abbildungen von »Irren«, Manisch-Depressiven, Schizophrenen, Paralytikern weitestgehend verschwunden. Über Psychiatrie und Geisteskrankheit erfahren wir heute hauptsächlich aus audio-visuellen Medien, insbesondere über populäre Spielfilme. Einer der bekanntesten ist der 1975 unter der Regie von Milos Forman entstandene Film »One flew over the Cuckoo's Nest«.[12] Die Verfilmung des gleichnamigen, bereits 1962 entstandenen Romans von Ben Kesey bewegt sich ganz im kritischen Blick der Antipsychiatriebewegung. Dennoch bleibt die Botschaft in gewissem Sinne ambivalent, wenn einerseits auf die repressive Macht der Institution hingewiesen wird, andererseits ein individuelles Schicksal und ein persönlicher Machtkampf (Muster vom amerikanischen Helden) im Vordergrund des Plots stehen.[13]

Abb. 2: Aus: www.library.sdsmt.edu

Der private Fernsehsender SAT 1 hat 2002/2003 eine TV-Serie mit dem Titel »Die Anstalt – Zurück ins Leben« ausgestrahlt.[14] Man gab sich pädagogisch und wollte nach eigenen Angaben Informationslücken schließen. »Die Anstalt« sei »die erste wöchentliche Drama-Serie, die sich an das Thema Psychiatrie

12 USA 1975. Siehe auch: Koebner, Thomas (Hg.): Filmklassiker. Bd. 3, 2. Aufl. Stuttgart 1998, S. 379-383.

13 Vgl. Maio, Giovanni: Das Bild der Psychiatrie in der Geschichte des fiktionalen Films, in: Fundamenta Psychiatrica 4 (2002), S. 50-55, hier S. 52. Hier auch die Erwähnung weiterer Spielfilme zum Thema der Psychiatrie als unterdrückende Institution.

14 Ab 12. 9. 2002, 21.15 Uhr, siehe www.sat1.de/dieanstalt/ (25. 10. 2002).

heranwagt – einer Welt voller widersprüchlicher Emotionen. Wo sind die Grenzen zwischen krank und gesund, Wahn und Wirklichkeit?«[15] Die Serie spielte in der geschlossenen Station einer psychiatrischen Klinik; sie wollte Einblicke geben in den unbekannten Raum, eine nicht-normale Welt: »Drinnen die psychiatrische Abteilung, draußen die geregelte, ›normale‹ Welt. Aber sind die Grenzen zwischen Krank und Gesund, Gut und Böse, Wahn und Wirklichkeit tatsächlich so scharf, wie wir alle glauben?«,[16] fragt suggestiv die Werbung des Senders. Diese Serie, die mit neuen cross-medialen Verknüpfungen (TV und Internet, Telefon, Chat) und einem medizinischen ExpertInnenteam arbeitete, war aus ökonomischer Sicht ein Flop, weil – wie ich vermute – die Thematik Psychiatrie in unserer Gesellschaft immer noch tabuisiert ist und das Thema damit zu nah an der eigenen Lebenswelt.[17] Dem Fernsehen ist es bisher noch nicht gelungen, Psychiatrie und psychische Krankheiten als aktuelle Themen zu inszenieren.[18]

Die popkulturellen Darstellungen von Psychiatrie-Räumen oszillieren zwischen drastischer Überzeichnung und Anklage sowie harmonisierender Schön-Zeichnung. Beispiel für die erste Variante ist die Darstellung vom Irrenhaus in dem Film »Twelve Monkeys« (USA 1995, Regie: Terry Gilliam). In einer historischen Strafanstalt (Eastern State in Philadelphia) entstand dieses Klischee von der Psychiatrie-Anstalt als einem hermetischen Verlies: die totale Einsperrung. Eine hässliche, verkommene, rohe Unterwelt wird gezeigt, in der es nur rasende Wilde gibt oder lethargisch vor sich hindämmernde Verrückte. Der Film »Der Krieger und die Kaiserin« von Tom Tykwer (D 2000) bringt genau das Gegenteil: In Krankenhausumgebung entstehen einfühlsame Bilder aus Psychiatrie-Gruppentherapien, PatientInnen im Gespräch, in Alltagskleidung. Der Film bemüht sich um die Darstellung einer größeren Empfindsamkeit von psychisch Kranken und die Aufhebung von Grenzen zwischen krank und gesund.

Mit drastischen Mitteln einen Einstellungswandel gegenüber psychisch Gestörten und geistig Behinderten erzielen – das will der Film »Idioterne« (Die Idioten, DK 1998) des Mitinitiators der Dogma-Filmwerkstatt Lars von Trier. Sein Film ist ein Schock-Projekt, eine Konfrontation mit dem, was nicht in unserem geregelten Umgang miteinander sein darf, Tabu- und Normbrüche am laufenden Band. Der Film geht ganz nah heran, er übertreibt: SchauspielerInnen spielen Verrücktsein, schaffen einen körperlichen Ausdruck dafür,

15 Siehe SAT 1-Presseinfo.

16 www.sat1.de/dieanstalt/ (25. 10. 2002).

17 Nur 14 der insgesamt 26 abgedrehten Folgen der Serie wurden wegen Zuschauermangel laut Pressestelle SAT 1 (2. 3. 2003) ausgestrahlt. Für die »realistische Darstellung psychischer Erkrankung in einem Unterhaltungsformat« wurde die Serie mit dem »Lilly Schizophrenia Award 2002« ausgezeichnet, siehe Presseinformation SAT 1 (28. 11. 2002).

18 Siehe zu den Inszenierungsregeln des Fernsehens auch Maio, Giovanni: Medizinethik und Medien: Analyse der durch das Fernsehen transportierten Moral in Bezug auf medizinethische Problemfelder, in: Ders.; Roelcke, Volker (Hg.): Medizin und Kultur: Ärztliches Denken und Handeln im Dialog zwischen Natur- und Geisteswissenschaften, Stuttgart 2001, S. 273-284.

was manchmal an ein vor-modernes Verrücktentheater oder Freak-Theater erinnert. Hinter Triers Projekt steht ein Blick, der die historischen wissenschaftlichen Verzerrbilder und populären Mythen so verarbeitet, dass man beim Zuschauen berührt wird und – das ist die implizite Hoffnung – auch aufschreckt aus Vorurteilen.
Zwei Sichtweisen: einmal die Grenzen zwischen normal und anormal fließend zu machen, einmal die Monströsität des Anderen herauszustellen, das Andere als Anderes zu dokumentieren. Diese Blickweisen sind Bestandteil eines populären Diskurses, zu dem der wissenschaftliche Diskurs mit seiner Bilderproduktion seit etwa zwei Jahrhunderten beigetragen hat. Filmbilder wie medizinische Dokumente sind Bestandteile eines »kulturellen Bildarchivs«, ein imaginärer Ort, an dem sich Bilder festschreiben, aufeinander aufbauen, ablagern, modifizieren oder hartnäckig bestehen bleiben. Das Bild»archiv« beherbergt viele Visualisierungen des Privaten, die in ein öffentliches Kontinuum überführt werden, mithin eine Ansammlung von Bildern, die einer kulturellen Normativität entsprechen, tradiert werden und unsere Perzeption von uns selbst und anderen beeinflussen. Die Archivbildung hat Anteil an der Prägung der Begriffe – Krankheit/Irresein/Anormalität und dichotom Gesundheit/Normalität.[19] »Das Archiv ist eine Maschine zur Produktion von Erinnerungen [...]«,[20] das Archiv baut immer auf etwas auf und es ist die Voraussetzung dafür, dass man einen Vergleich zwischen dem Alten und dem Neuen herstellen kann. Das psychiatrische Bildarchiv ist in starkem Maß auf Gegenüberstellungen, Dichotomien und Vergleiche ausgerichtet, die Krankheitszeichen dramatisieren und visuell nachvollziehbar machen sollen.

Gesichtsausdruck und medizinische Norm

In der Psychiatrie wurden in der Vergangenheit jede Menge Bilder produziert, die so etwas wie die Natur von Krankheitserscheinungen darstellen sollen. »Gemessen« und interpretiert werden die Ansichten immer vor dem Hintergrund einer normativen Vorstellung von Gesundheit. Die Geschichte der psychiatrischen Abbildungspraxis ist von Normalisierungsbestrebungen durchzogen, mit dem Ziel einer visuellen Klassifizierung des Individuums. Wissenschaftliche Erklärungs- und Visualisierungsversuche vermischen sich mit populärwissenschaftlichen Statements, namentlich der Charakter- und Menschenkunde und Physiognomik. Meine historische Motivsuche hat den Zweck, etwas über die Vorgangsweisen medizinisch-psychiatrischer Deutungen und ihre

19 Das Archiv ist eine Bleibe, die das Private in Öffentliches, das Geheime zum Nicht-Geheimen verwandelt. Derrida, Jacques: Dem Archiv verschrieben: Eine Freudsche Impression. Berlin 1977, S. 9-17, spricht von einer »verbindlichen Ansiedlung«, von einem »Akt des *Kon*signierens im *Versammeln der Zeichen*«. Die Archivbildung hat Anteil an der Prägung des Begriffs – in diesem Fall den von Krankheit/Irresein/Anormalität und aus der Negation heraus auch den von Durchschnitt/Normalität.

20 Groys, Boris: Unter Verdacht: Eine Phänomenologie der Medien. München, Wien 2000, S. 9.

Nähe zu möglicherweise heute noch bestehenden Vorurteilen zu überprüfen. Folgt man der Argumentation von Psychiatern, die ihre klinischen Erfahrungen in Lehrbüchern verarbeiten, dann fällt auf, dass diese sich dafür rühmen, Erkenntnis durch Intuition zu gewinnen. Entscheidungen über normal oder anormal werden kraft ihrer Berufung als Mediziner getroffen.
Max de Crinis war von 1938 bis 1945 Direktor der Charité und einflussreicher NS-Psychiater. 1942 schrieb er: »Die Deutung und Auswertung der Ausdrucksveränderungen, die wir am Krankenbett beobachten, sind wohl eine oft unbewusst bleibende Grundlage der sogenannten Intuition, über welche die diagnostisch begnadeten Ärzte verfügen, denen immer meine Bewunderung galt, da sich in ihnen Menschenkenntnis, Wissenschaft und Kunst in glücklicher Weise vereinigen.«[21] In dieser Trias bewegen sich Mediziner wie von höherer Instanz, als gelehrte Sehende, die mit dem Medium der Fotografie ein Beweismittel, ein objektives Abbildungsmedium in Gebrauch zu nehmen glauben. Genau zu diesem Zeitpunkt werden auf der Grundlage solcher intuitiven Deutungskraft Tausende von Psychiatrie-PatientInnen ermordet.

Abb. 3: »Schizophrenie«.
Max De Crinis: Der menschliche Gesichtsaudruck und seine diagnostische Bedeutung. Leipzig 1942.

In der Fotografie soll sich der erfahrene Blick verdichten; gesprochen wird zumeist nicht über das Individuum, sondern über den Typus. Über das Porträt des Mannes mit der Bildlegende »Schizophrenie« sagt der Arzt Folgendes: »Die Abb. [....] bringt die paranoide Verlaufsform einer Schizophrenie wieder und bringt den steifen Affekt und die Unnahbarkeit des Kranken zum Ausdruck.«[22] Dieses Bild soll das durchschnittliche Krankheitsbild der Schizophrenie laut Max de Crinis veranschaulichen. Der Abgebildete bleibt anonym, hat keinen Namen, keine Geschichte, sein Gesicht wird hier zum Abziehbild einer Diagnose gemacht.
Die Lehre von der Menschenkenntnis/Physiognomik, wie sie sich in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts darstellt, ist durch das Primat der Seele nah

21 De Crinis, Max: Der menschliche Gesichtsausdruck und seine diagnostische Bedeutung. Leipzig 1942, S. 7.
22 Ebd., S. 41.

an der Psychiatrie angesiedelt. Man beruft sich auf Lavater, Della Porta, Carl Gustav Carus, um unter den Vorzeichen einer Wissenschaftlichkeit, mithin der Wahrheit,[23] den Körper als Ausdruck der Seele zu beschreiben: »Denn der Mensch ist seinem wahren Wesen nach Seele. Die Seele ist es, die den Körper baut. Und was wir Leben nennen, ist das ewige Walten der Seele«,[24] heißt es in einer populärwissenschaftlichen Schrift aus den 1920er Jahren.

Abb. 4: Hugh W. Diamond: akute Manie nach Genesung.
Aus: Adrienne Burrows, Iwan Schumacher: Dr. Diamonds Bildnisse von Geisteskranken. Frankfurt a. M. 1979.

Ein besonderes Genre in der Visualisierungsgeschichte der Psychiatrie sind die Vorher-Nachher-Fotografien, die Aufschluss darüber geben sollen, worin eigentlich die Evidenz von normal und nicht-normal besteht. PatientInnen wurden bei Aufnahme in die Klinik, im so genannten akuten kranken Zustand fotografiert und ein weiteres Mal im Zustand des Geheilt-Seins kurz vor ihrer Entlassung.
Solche Dokumentationen von abweichendem, krankem und normalem, gesundem Gesichtsaudruck gehörten bereits zu den ersten Fotografien von PatientInnen überhaupt. Der schon erwähnte Psychiater Diamond war in den 1850er Jahren der Erste, der solche Vorher-Nachher-Bilder in der von ihm geleiteten Institution in England (Surrey County) angefertigt hat. Mit diesen Bildern können bestimmte ästhetische Normierungen studiert werden, die eine Verbindung zwischen der Institution und der Welt draußen zeigen. Der Normalisierungsprozess schreitet fort, wenn Kleidung, Gesichtsausdruck und Haarfrisur entsprechend gerichtet sind, um in der Terminologie von Canguilhem zu bleiben.
In der Psychiatrie sind die PatientInnen Einzelne. Sie werden aber auf Herkunft, soziale Stellung, Erbanlagen befragt. Diese narrativ erfassten und am Körper vermessenen Daten bilden die Folie für die Bestimmung »der Abwei-

23 Siehe Kronfeld, Arthur: Lehrbuch der Charakterkunde. Berlin 1932, S. 6: »Wir bestimmen den Begriff und die Norm der Wissenschaft und der Wissenschaftlichkeit weder kulturgeschichtlich noch ideengeschichtlich, noch soziologisch: wir bestimmen sie *systematisch*. Wissenschaft ist uns der Inbegriff dessen, was *wahr* ist – wahr in einem vor der Vernunft verstandesmäßig *beweisbaren* oder *begründbaren* Sinne.«
24 Peters, Emil: Menschengestalt und Charakter: Lehrbuch der praktischen Menschenkenntnis. 2. Teil. Emmishofen 1923, S. 12.

chungen von der Norm der psychischen Verrichtungen«,[25] wie sich der österreichische Psychiater Richard von Krafft-Ebing 1879 ausdrückte. Die Biografisierung hat den Zweck, PatientInnen auf diese Norm einzustellen, denn es geht in der psychiatrischen Behandlung um die »Zurückführung der gestörten Funktionen zu ihrer Norm«.[26] Krafft-Ebing selbst hat keine Bildbeispiele verwendet, doch geht es ihm wie allen zeitlich folgenden PsychiaterInnen in der Darstellung der Allgemeinen Pathologie um Vorstellungen genereller Muster.

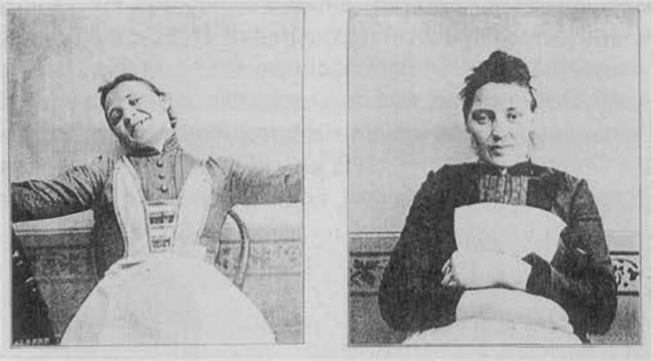

Abb. 5: »Epileptische Extase« dieselbe im mittleren Erregungszustand Aus: Friedrich Scholz: Lehrbuch der Irrenheilkunde. Leipzig 1892

Der Bremer Psychiater Friedrich Scholz hat um 1900 eine größere Auswahl von Fotografien in seinem Lehrbuch abgedruckt, um exemplarisch, wie er kommentiert, »die physiognomisch so charakteristischen Formen des affektiven Irreseins, der akuten Verworrenheit, der Paralyse und der hallucinatorischen Paranoia«[27] zu veranschaulichen. Während in anderen Lehrbüchern die PatientInnen meistens nur so abgebildet sind, das eine Abweichung, ein kranker Ausdruck vorgeführt wird, sind die Abbildungen von Scholz auch an Veränderungen interessiert, z. B. an Beruhigung des Krankheitszustandes und am Ausdruck der Genesung. Scholz' »Krankenvorstellungen« (das sind Falldarstellungen mit Fotografien) begründen das Individuum neu: Was wir sehen, wird durch den Kommentar in einen (normativen) Zusammenhang gebracht: Die Frau mit der Diagnose Epilepsie wird mit zwei verschiedenen Porträts vorgestellt: Die ästhetische Inszenierung der Patientin ist so gewählt, dass die Übersetzung der Geste ein eindeutiges Muster erhält: »ekstatische Verzückung«, »erotische Elemente«, »verzückt lächelndes Gesicht«,[28] so lauten die Kommentare von Friedrich Scholz. Das Foto soll die durchschnittliche Ansicht einer epileptischen Extase bei Frauen belegen; nicht der konkrete Fall zählt, sondern der Typus. Welche Analogien gibt es? Verklärte Gesichter,

25 Krafft-Ebing, Richard von: Lehrbuch der Psychiatrie auf klinischer Grundlage für practische Ärzte und Studirende. Bd. 1. Stuttgart 1879, S. 1.
26 Ebd.
27 Scholz, Friedrich: Lehrbuch der Irrenheilkunde. Für Aerzte und Studirende. Leipzig 1892, S. III.
28 Ebd., S. 191.

weit ausholende Gesten finden sich nicht in der bekannten etablierten Atelierfotografie. Vergleichbare Muster gibt es eher in der Künstlerfotografie jener Zeit: Ausdruckstanz, Hypnosefotografien, Geisterfotografien – was also in einem Bereich als krank bezeichnet wird, gilt in einem anderen Bereich als Ausdruck künstlerischer Kreativität. Das Bildarchiv der Psychiatrie operiert mit klaren geschlechtsspezifischen Zuschreibungen: Das verführerische Element ist als ein weibliches gekennzeichnet und wird in den Bereich der Pathologie gedrängt.
Bei diesen Bildbeispielen wird deutlicher, was mit Analogie (seit den ersten Experimenten von Diamond) gemeint ist: Die psychiatrische Erfahrung wird so visualisiert, dass sie mit bekannten fotografischen Normen verglichen werden kann: Das normale, das durchschnittliche, das gesunde Porträt hat bestimmte Parameter, was davon abweicht, sei Ausdruck psychischer Störungen.
De Crinis' Bemerkung, dass sich Menschenkenntnis, Wissenschaft und Kunst in der Diagnose vereinigen, erhält durch diese Fotos eine symbolische Form.

Abb. 141 und 142.
Paralytiker
vor und nach der
Fieberbehandlung.

Abb. 143 und 144.
Paralytiker
vor und nach der
Fieberbehandlung.

Abb. 6: »Paralytiker vorund nach der Fieberbehandlung«. Aus: Wilhelm Weygandt, Lehrbuch der Nerven- und Geisteskrankheiten. Halle a. S. 1935.

In der fotografischen Veranschaulichung von gesund und krank, die der Hamburger Psychiater Wilhelm Weygandt 1935 in seinem Lehrbuch abdruckt, kann man sehen, was »Normativität des Lebens« ins fotografische Porträt gehoben in dieser Zeit hieß: repräsentative Kleidung – das waren weiße Krägen, Schlips, Anzugjacke –, Haare zu einer Frisur gekämmt, gerichteter Blick, Hitlerbärtchen. Nur wenige Details sollen die Differenz dazu verdeutlichen: uniform gestreifte Anstaltskleidung, unrasiertes Kinn, abstehende, ungekämmte Haare, aufgerissene Augen, die ungewöhnlich viel weißen Augapfel zeigen.
Diese Form des fotografischen Vergleichs ist die Visualisierungsidee folgender, zur gleichen Zeit wie die Fotos entstandenen Definition: »Volle Gesundheit bezeichnet den Zustand der vollen Anpassung, und ein Lebewesen ist in um

so höherem Maße krankhaft, je stärker seine Anpassung beeinträchtigt ist.«[29] In diesem Lehrsatz des Erbbiologen Fritz Lenz scheinen die großen nationalsozialistischen Programme für Jugenderziehung, Gesundheit, Eheschließung und die der Judenvernichtung und Vertreibung auf.

Vermessenes Gehirn und normalisiertes Porträt

Alles läuft, kurz gesagt, darauf hinaus, dass körperliche Zeichen der Abweichung von der Norm nicht nur gesucht, sondern imaginiert und erfunden werden. Die Psychochirurgie ist trauriger Höhepunkt der physischen Psychiatrie in der Behandlung von so genannter Anormalität, deren Ursache man im Gehirn vermutete. Salopp gesagt: Man schnitt einfach darin herum, entfernte oder verbrannte Teile davon.

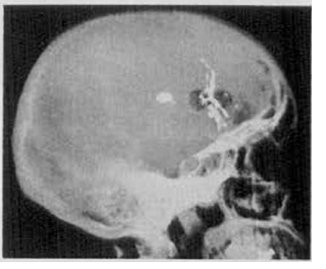

Abb. 7: Röntgenbild eines Schädels mit markierten Lobotomie-Einschnitten. Aus: Walter Freeman, Psychochirurgie. Stuttgart 1949.

Der Amerikaner Walter Freeman fertigte Anfang der 1940er Jahre fotografische Dokumentationen im Rahmen seiner umfangreichen chirurgischen Eingriffe ins Gehirn von schizophrenen und so genannten unruhigen Patienten an. Die Lobotomie oder Leukotomie ist eine Operation an der subcortialen weißen Substanz des Gehirns, im Vorderlappen. 1939 hatte der Portugiese Egas Moniz zum ersten Mal einen Menschenversuch mit der Lobotomie durchgeführt. Das ganze Ausmaß der Gehirnpsychiatrie wird in diesem, heute immer noch dunklen, unerforschten Kapitel der Medizingeschichte deutlich: Psychische Krankheit, Unruhe, Verstörung wurden als Herde im Gehirn lokalisiert, die man angeblich nur durch physische Eingriffe beseitigen konnte. Konkret hieß das: Ein Loch wurde in die Schädeldecke gebohrt, ein Messer eingeführt, das man blind hin- und herbewegte und damit Verbindungen im Gehirn durchtrennte.
Ein ähnlicher psychochirurgischer Eingriff war die stereotaktische Operation, die in Großbritannien verbreitet war: Bei Bewusstsein und nur örtlicher Betäubung wurden Metallnadeln durch die Schädeldecke ins Gehirn eingeführt, danach zusammen mit dem Patienten zum Beispiel nach seinem Angstgefühl gesucht. Man glaubte, wenn man künstlich/mechanisch ein Angstgefühl her-

29 Lenz, Fritz: Die krankhaften Erbanlagen, in: Baur, Erwin; Fischer, Eugen; Lenz, Fritz: Menschliche Erblehre. 4. neubearb. Aufl. München 1936, S. 321-586, hier S. 323.

vorruft, auch zugleich die Wut des Patient lokalisieren zu können. Von der Eliminierung entsprechender Teile im Gehirn versprach man sich bessere gesellschaftliche Integration der PatientInnen oder kurz gesagt: die soziale Manipulation.
Walter Freeman war nach dem Zweiten Weltkrieg eine Art Popstar in der Psychochirurgie, er reiste von einem Land zum anderen, mehrfach auch in Europa, und operierte im Schnellverfahren. Dazu benutzte er ein Leukotom, ein langes, löffelartiges Instrument, mit dem er in die weiße Substanz des Stirnlappens eingriff.

Abb. 8: Patientin vor und nach praefrontaler Lobotomie. Aus: Walter Freeman, Psychochirurgie. Stuttgart 1949.

An den PatientInnen sollte äußerlich etwas sichtbar sein, was die Diagnose und die Therapie, die Operation, rechtfertigte, etwas, von dem man glaubte, es würde mit einem abstrakten Ort innen korrespondieren. Was als großer Fortschritt gefeiert wurde (Egas Moniz bekam 1949 den Nobelpreis), war nicht nur ethisch verurteilungswürdig, sondern gerade auch medizinisch sehr zweifelhaft in seiner Wirkung. Denn durch einen oder mehrfache Eingriffe mit dem Leukotom wurden die PatientInnen lediglich anpassungsfähig gemacht. Nach der Operation trat das Durchschnittliche – das, was man herstellen wollte – in Form infantiler Verhaltensweisen auf. Walter Freeman beschreibt das folgendermaßen: »Abgesehen von einer gewissen Indolenz, welche auf andere ziemlich aufreizend wirkt, werden ausfallende Bemerkungen lächelnd gemacht. Auch wenn die Patienten fürs erste kindliche Beharrlichkeit an den Tag legen, so fehlt doch jedes tiefere und verletzende Gefühl. [...] Wohltuend für die Angehörigen ist das Verschwinden jener düsteren und lastenden Gemütslage, die jeder Hilfe trotzt. Der fröhliche Faulenzer von jetzt ist weit erträglicher als der klagsame Patient von ehedem. Im Laufe vieler Monate kommt es zudem zu fortschreitender Besserung der sozialen Anpassungsfähigkeit.«[30] Diese biologistische Sichtweise stellt unverhohlen einen Objektstatus der PatientInnen heraus: An leidenden, von Ärzten abhängigen Menschen wurde so lange operiert, bis sie diszipliniert und passend gemacht waren.
Nicht-mehr-auffälliges, eben durchschnittliches, angepasstes Verhalten wird gleichgesetzt mit Gesundheit oder Besserung; die Röntgenaufnahmen nach dem Eingriff dokumentieren die Lokalisierung. Die Fotografien vor und nach

30 Freeman, Walter: Psychochirurgie: Intelligenz, Gefühlsleben und soziales Verhalten nach praefrontaler Lobotomie bei Geistesstörungen. Stuttgart 1949, S. 175.

der Operation soll den Erfolg der Lobotomie symbolisieren: Vorgeführt wird ein Porträt, das als normal und durchschnittlich eingestuft wird. Wieder konzentriert sich die Inszenierung auf die Ordnung der Haare, die Kleidung und die Augenstellung.
Das Beispiel der Lobotomie steht auf drastische Weise in jener Tradition, die in der Medizin den gestalterischen Eingriff proklamierte. Im Nationalsozialismus war es der so genannte Volkskörper, wobei jeder einzelne Körper einer Normierung und Neuordnung unterzogen wurde.
Die Lobotomie ist Fortsetzung der menschenverachtenden medizinischen Versuche im Nationalsozialismus und Höhepunkt einer Leib-Seele-Relation. Demzufolge wird ein äußeres Erscheinungsbild mit dem Messer im Kopf korrigiert.
Durch die stereotaktischen Operationen erlebte die Psychochirurgie in den 1960er und 1970er Jahren eine enorme Renaissance. »Die Eingriffe galten jetzt als ›fein‹ und ›schonend‹. Tatsächlich wurde aber sehr oft eine ›kleine‹ Läsion neben die andere gesetzt, dreißig, vierzig, fünfzig, nicht selten auf beiden Seiten und in verschiedenen Regionen, weil der erwartete Effekt ausblieb.«[31]
Seelisch Kranke werden bis heute weltweit von Neurochirurgen am Gehirn operiert, die Indikationen sind sehr allgemein »affektive, ängstliche und obsessiv-zwanghafte Störungen«.[32]

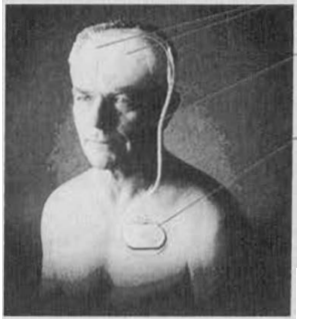

Abb. 9: »Hirnschrittmacher«. Aus: Patientenaufklärung der Charité Berlin Hg. v. Andreas Kupsch, Gudrun Ulm, Thomas Funk. Berlin 2004.

Wenn heute unter dem Begriff Hirnschrittmacher Teile des Gehirns stimuliert werden sollen, um körperliches und seelisches Leiden zu lindern, dann steht auch dahinter die Vorstellung von der machbaren organischen Lokalisierung psychischer Leiden. Die bildgebenden Verfahren der invasiven Medizin geben die Illusion einer (Bild-)Wahrheit. Der vermessende Blick schaut nach einer Entsprechung von Äußerem – d. h. soziales Verhalten, Abweichungen von der gesundheitlichen Norm – und Innerem, den Reaktionen einzelner Gehirnregionen. Die Idee aus den 1960er Jahren, die Psyche über Hirnschrittmacher oder

31 Sigusch, Volkmar: Organotherapien bei sexuellen Perversionen und sexueller Delinquenz, in: Ders. (Hg.): Sexuelle Störungen und ihre Behandlung. 3. erw. Aufl. Stuttgart, New York 2001, S. 517-537, hier S. 525.
32 Siehe ebd., S. 527.

Neurochirurgie zu zivilisieren,[33] wird in neurobiologischen Verfahren mit »brain imaging« in neuem technischen Licht fortgeführt: Stets ging es den verschiedenen Techniken der Diagnosefindung und Therapie um die Dokumentation eines wissenden, eines normierenden und eines bestätigenden Blicks.

33 Siehe Delgado, José M.R.: Gehirnschrittmacher: Direktinformation durch Elektroden. Frankfurt a.M., Berlin 1971 (Original 1969), S. 221: »Wir brauchen neue Ansätze, um unsere Psyche zu zivilisieren und um unsere Bemühungen bewusst so zu organisieren, dass wir eine zukünftige, psychozivilisierte Gesellschaft entwickeln können.«